

Kleine Heimatkunde

Der Weihnachtsfestkreis

War der Advent die Vorbereitungszeit des hohen Jahresfestes, so muss man Weihnachten, Neujahr und Dreikönig als miteinander zusammenhängend sehen. Die Festtage markierten in den Ursprüngen alle einmal Jahresanfänge. Besonders die Tage des Übergangs zum Neuen, waren seit je her von Ritualen begleitet. Das Igelland, und hier vor allem die Sprachinseldörfer, blieben da keine Ausnahme. Im Gegenteil: Neben dem Brauchtum, wie es meist zu kirchlichen Festen gepflegt wurde, gehörten auch gerade die Zeit der Jahreswende, d.h. die Zeit von Abschluss und Neubeginn, zu der Zeit, die sehr intensiv mit vielfältigen Ritualen begangen wurden.



Winter in Simmersdorf, ca. 1930

Bis zum Jahre 1310, in dem eine Kirchenversammlung in Köln, nach römischem Vorbild, den Jahresanfang auf den 25. Dezember legte, galt in Deutschland Ostern als Jahresbeginn. Erst die Reformation brachte den 1. Januar wieder in Erinnerung (Unter Julius Cäsar, daher „Julianischer Kalender“, war es schon einmal der 1. Jan.), womit es plötzlich zwei Jahresanfänge gab. Um dem Durcheinander ein Ende zu setzen, erklärte Papst Innocenz XII. schließlich im Jahre 1691 den 1. Januar einheitlich zum Neujahrstag. Doch auch über diese Zeit hinaus konnten sich andere Jahresanfänge lange halten. Diese diversen Jahresabschlüsse, bzw. -anfänge, einer davon war über lange Zeit der Andreastag, hatten durchaus Einfluss auf das Brauchtum in der Sprachinsel. Am Andreastag (30. November) wurde früher die Gemeindehaushalts-Abrechnung durch den Gemeindevorsteher (Bürgermeister) vorgelegt und die von der Gemeinde „angestellten“ Hirten und Gemeindediener wurden neu verpflichtet, d.h. sie erhielten ihren Lohn und wurden neu eingestellt. Wer von den Bauern seine „Zinsen“ (Pacht etc.) oder wer andere Abgaben noch nicht entrichtet hatte, musste dies spätestens am „Johrtoch“ (30.11.) erledigen bzw. zumindest einen ordentlichen „Abschlag“ zahlen, damit der Gemeindevorsteher auch genug Geld hatte, zum „Abrechnen“. Anschließend gab es ein „Jahresessen“ von der Gemeinde. Damals hieß es, es wurde „Andriasn oghoitrn“ (Andreastag abgehalten).



Aus Dobrenz (Foto) ist dazu folgendes überliefert:

Am Nachmittag wurden die Pachtzinse und andere Rückstände der Dorfbewohner einkassiert. Abends wurde die Gemeindevorstellung für das Jahr abgeschlossen. Diese Angelegenheit wurde vom Gemeindevorsteher und den Gemeinderäten erledigt. Am Abend kamen dann die übrigen Ausschussmänner und jene Bürger, die ihre Rückstände beglichen oder auf dieselben wenigstens eine entsprechende Anzahlung geleistet hatten, zusammen. Die Besetzung der Tafel war damals folgende: Der Vorsteher, die Ausschussmänner und die Freibauern nahmen Platz an den Tischen in der Gemeindestube. Die Häusler und Hirten sowie die Gemeindediener nahmen im Stalle oder in der Küche Platz. Vor dem Festessen wurde das „Hirtendingen“ erledigt. Die Hirten, der Nachtwächter, Heger und Gemeindediener erschienen nacheinander mit der Mütze unter dem Arm vor der Obrigkeit und baten um Weiterbelassung in ihrem Amt. Hierauf hielten ihnen der Gemeindevorsteher und die Gemeinderäte Strafpredigten. Wenn die „Predigten“ der Obrigkeiten „erschöpft“ waren, durften auch die Bauern ihre Beschwerden gegen die Diener vorbringen. Meist endete dieses Verfahren damit, dass nach vielen Ermahnungen zur Besserung den Angestellten ihr Amt belassen wurde. Dann wurde das große Essen eingeleitet, wobei die Gemeinderäte die Fleischportionen verteilten und die Gemeindediener das Bier für die Teilnehmer zapften. Ab und zu wurden auch die Häusler (Arbeiter) die im Stall, der Scheune oder draußen im Freien saßen mit einer Maß Bier, Fleisch und Brot bedacht.

Im Jahre 1913 wurde der Andreastag in Dobrenz zum letzten Mal abgehalten. Da das gemeinsame Weiden schon Jahre zuvor aufgegeben und auch die Teichwirtschaft nicht mehr von der Gemeinde selbst betrieben wurde, hatte der Tag viel von seiner früheren Bedeutung eingebüßt. Es wurden zwar wie früher die Rückstände an Pachtzinsen und anderem am 30.11. erhoben, Heger und Gemeindediener nach altem Brauch und Herkommen „gedungen“ (verpflichtet), doch das Festessen beschränkte sich auf zwei Knackwürste für jeden Teilnehmer und einige Schnitten Brot, welches die Gemeinde (nach den bestehenden Vorschriften widerrechtlich) gespendet hatte. Dazu gab es zwei Fässer Bier, die der Jagdpächter sponserte. Es muss aber gesagt werden, dass damals die Häusler auch in der Gemeindestube platznehmen und auf die Gemeindediener mitschimpfen durften. Während des 1. Weltkrieges unterblieb das Andreasabhalten in Dobrenz und wurde

auch später nicht wieder eingeführt. Die letzten Hirten in Dobrenz waren Wenzel Braterschowsky und Martin Kunst (Nr.22).



Bauer bei der Feldarbeit, Szene der Iglauer Krippe (Glattbach)

Da zudem vielfach auch der Advent zur Weihnachtszeit gezählt wurde, finden wir zwischen dem Andreas-tag und Dreikönig eine ganze Reihe von Bräuchen, die darauf hinweisen, dass man den ganzen Dezember, bis nach Dreikönig das Gefühl eines neuen Anfangs mit allen dazugehörigen Ängsten und Ungewissheiten vor dem Neuen hatte. Mit allerlei Riten und Gebräuchen versuchte man diese Ängste zu zerstreuen und durch so manches, im Nachhinein betrachtet, seltsames Tun, nur gutes Neues herbeizuzaubern. So versuchte man in dieser Zeit u.a. durch allerlei Orakel die Zukunft zu erforschen und durch Zauberhandlungen ein evtl. im Neuen verborgenes Übel zu finden und abzuwehren. Das begann in der Sprachinsel oft sogar schon mit dem „Wolfenaustreiben“ am 11. November. Der auch Wolfauslassen genannte Brauch, findet bis heute alljährlich am 11. November in einigen Städten und Dörfern Niederbayerns statt. Dabei ziehen Gruppen von etwa fünf Personen von Haus zu Haus mit lärmendem Kuhglockengeläut. Das soll an längst vergangene Tage erinnern, als der Wolf im Wald noch heimisch war und zum Ende der Weidesaison mit viel Lärm nochmals tief in den Wald hinein getrieben wurde. Bis heute wird der (inzwischen wieder bei uns zu findende) Wolf mit dem „Bösen“ verbunden. Mit dem „Wolfenaustreiben“ war also nicht der Wolf als solches, sondern nur das Synonym für das Böse gemeint, das es zu vertreiben galt. Bereits am Abend des 29. November, also dem Abend Vorabend des Andreastages, wurde mit den Andreas- und Barbara-Orakeln das Brauchtum, über das im Grenzboten schon des Öfteren berichtet wurde, fortgesetzt. Über einige, in den letzten Jahren nicht veröffentlichte Weihnachtsbräuche geht dieser Bericht aber noch ein. In den Weihnachts- und Neujahrs-Orakeln erlebte das Brauchtum zur Beschwörung eines guten, erntereichen neuen Jahres seinen Höhepunkt. Johann Achatzi schrieb dazu in seinem diesbezüglichen Beitrag in der „Iggelland“-Ausgabe 1956: „Obwohl Weihnachten eines der christlichen Hochfeste ist, blieb das kirchliche Brauchtum verhältnismäßig gering. Beim Vergleich mit dem Osterbrauchtum wird dies besonders augenscheinlich. Die Weihnacht vereinigt offensichtlich antikes, keltisches, germanisches und christ-

liches Brauchtum mit verschiedenen Anfangsbräuchen wie Geschenksitten und Orakeln zu einer schier unentwirrbaren und in den Elementen kaum mehr eindeutig zu klärenden Einheit“.

Zu Weihnachten, speziell auch zum Heiligen Abend, gab es in der Stadt, in den Dörfern, ja selbst in den einzelnen Häusern verschiedene Familientraditionen, die oft stark voneinander abwichen. Allgemein ging dem Fest jedoch eine geschäftige Zeit der Vorbereitungen voraus. In allen Häusern wurde gebacken, in den Bauernhäusern auch geschlachtet. Auf dem Hauptplatz in Iglau standen die Buden des Christkindlmarktes, daneben wurden die Weihnachtsbäume angeboten, und auf dem unteren Platz hatten die Fischhändler ihre Fässer und Bottiche mit den noch lebenden Weihnachtskarpfen aufgestellt.



Krippenszene, Iglauer Krippe in Glattbach

Der Weihnachtsabend galt als Fasttag, und somit war der Fisch die angemessene Festspeise. Der Vormittag war noch Arbeitstag, diente aber nur der Vorbereitung. In den Dörfern wurde das Festessen früher fast allgemein zu Mittag gehalten. Man sprach dort auch nicht vom Christkind als Gabenbringer, sondern vom „goiden Wängl“, „goiden Schweindl“ oder „goiden Ferdl“. Wenn man bis Mittag brav faste, so sollte man es gar sehen können. In der Stadt und in neuerer Zeit auch in den meisten Bauernhäusern fand das Festmahl erst am Abend statt. Die bäuerliche Familie mit allem Gesinde aß, wie täglich, am großen gemeinsamen Tisch, der nur sorgfältiger gedeckt war. Zuvor hatte der Bauer das Hoftor geschlossen und das Türll verriegelt, denn es hieß, am Weihnachtsabend dürfe kein Fremder das Anwesen betreten. Man sollte auch nichts ausgeben oder verborgen, sonst gebe man das Glück aus dem Haus oder das Vieh werde verhext. Unter den Tisch hatte die Bäuerin eine Schwinge, also einen Korb gestellt und je drei Hände voll von allen Getreidearten hineingetan, wozu vielfach noch Erbsen, Mohn, Klee-samen und obenauf ein „Zegerl“ Knoblauch kamen. All das bekamen die Hühner. Es wurde in einen Ring aus Ketten gestreut, damit sie im nächsten Jahr die Eier nicht „verlegen“. Auch der Brunnen, der in (fast) keinem Bauernhof fehlte, bekam sein Opfer. Die Bäuerin steckte eine Kupfermünze in einen Apfel und ließ ihn in den Brunnenschacht fallen, damit er nicht versiege. Alle Speisen mussten auf einmal aufgetragen werden, da während des Essens niemand aufstehen sollte. Die

Speisefolge war nicht einheitlich. Johann Achatzi, dessen Beitrag in der bereits erwähnten „Iggelland“-Ausgabe als Quelle für diesen Beitrag gilt, hatte recherchiert, dass regelmäßig eine Suppe (Fischsuppe mit gerösteten Semmelwürfeln, Graupen-, Einbrenn-, „saure“ Suppe) das Festessen einleitete. Oftmals folgten Erbsen und dann „Stejßla“, eine Art winziger Hefebuchteln. Aus Hefeteig wurden kleine Kugeln geformt, in einen Schirm eng aneinandergelegt und gebacken. Nach dem Zertrennen und einem kurzen Einweichen in Milch wurden die Stößeln mit gezuckerten Semmelbröseln bestreut und reichlich mit Fett übergossen. Als eigentlichen Festschmaus (Hauptgericht) gab es panierten, in Fett gebackenen Weihnachtskarpfen. Fast allgemein wurde als Nachtschmaus ein Kompott aus getrockneten Zwetschgen und Birnen gegessen.

Zwischendurch reichte die Hausfrau einen Sack mit Walnüssen herum. Jeder musste „blind“ eine Nuss herausholen und sofort öffnen, womit das erste der eigentlichen Weihnachtsorakel im Gange war. Wer eine schwarze oder gar eine taube Nuss griff, hatte im kommenden Jahr für seine Gesundheit oder gar um sein Leben zu bangen. In fast allen Bauernhöfen bekam jeder Diensthofe einen ganzen Striezel, einen halben Schirmkuchen und einen Teller voll Äpfel und Nüsse. Beim Auslösen der weiteren Nüsse wurde sehr sorgfältig vorgegangen, denn es galt, möglichst so viele unversehrte Kerne zu bekommen als Vieh im Stall war. Für jeden solchen Kern teilte die Bäuerin aus einer zurückgehaltenen Reserve zwei Nüsse aus. Nach dem Essen nahm die Bäuerin oder eine erwachsene Tochter das Tischtuch mit den Abfällen des Mahles sorgfältig zusammen, strich damit den Kühen und Kalbinnen vom Kopf bis zum Schwanz über den Rücken, damit sie leichter kalben, und gab jedem Tier einen der ausgelösten Nusskerne, zusammen mit einem Stück Brot und einer Borste, die beim Weißen an der Wand kleben geblieben war. Nuss und Brot sollten den Ertrag steigern, die Borste das „Gespensterbeißen“ verhüten. Auch die Pferde bekamen Nuss und Brot, jedoch statt der Borsten Pfefferkörner, um sie feuriger zu machen. In manchen Gemeinden wurden die Nüsse aufbewahrt und einzeln erst verteilt, wenn eine Kuh kalbte. Noch um die Jahrhundertwende soll man die Striezeln, Nüsse und Äpfel vor dem Essen in die Kirche getragen haben, wo sie der Pfarrer weihte. Jedes Stück Vieh bekam dann auch ein Stück geweihten Striezel.

Nachdem jedes Tier so versorgt war, nahm eine erwachsene Tochter oder eine heiratslustige Magd das Tischtuch und schüttelte es unter einem gut tragenden Obstbaum aus. Dabei achtete die Jungfer entweder auf den Vogelflug, auf die erste Sternschnuppe oder das erste Hundegebell. Aus der so erkundeten Richtung sollte der ersehnte Freier kommen.

Die Bescherung fand nach dem Festmahl unter dem Weihnachtsbaum statt. Die Kinder bekamen Kleidungsstücke und Spielzeug, die älteren Söhne und Töchter allerlei praktische Geschenke, wie Kleidung, Wäsche, eben Ausstattungsstücke. Auch die Knechte und Mägde bekamen, wenn sie den Dienst nicht wechselten, ein Geschenk „auf's Wiederbleiben“.

Der Lichterbaum (Tannenbaum) hat in die Dörfer vielfach erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Eingang gefunden. Früher sollen die Bauernkinder am Weihnachtsabend ihre Kleidungsstücke an Fenster und Türen gehängt haben, damit sie vom „goiden Wängl“ oder „goiden Ferdl“ mit Gaben gefüllt werden konnten. In manchen Dörfern, so wird es erzählt, sei der Dorfhirte in der Dämmerung des Heiligen Abend auf dem Horn blasend durch den Ort gegangen und habe als Weihnachtsgeschenk aus jedem Hof ein Stück Fleisch bekommen.

Nach der Bescherung fand sich die Familie wieder um den großen Tisch zusammen, trank Tee und Rum und vertrieb sich in froher Geselligkeit die Zeit bis zum Gang zur Mitternachtsmette. Dabei soll es ab und zu vorgekommen sein, dass einer lieber Rum mit Tee trank, um sich für den weiten Weg durch die frostklirrende Nacht und den Aufenthalt in der ungeheizten Kirche vorzuwärmen. Daher dürfte wohl auch das Schimpfwort „besoffene Metten“ kommen.



Iglau, Weihnachtsstimmung auf dem Hauptplatz (Foto: J. Pačlik)

Am „Christtag“ (Weihnachtstag/Heilig Abend) sollte jeder ordentliche Christ drei Messen hören, wobei allerdings die Mitternachtsmette dreifach zählte und die stillen Messen an den Seitenaltären mitgezählt werden durften. Neben dem „Wunder der Weihnacht“ – Christi Geburt – war die Christnacht voll von Geheimnissen, Orakeln und Mythen. Der Bauer schaute nach dem Wetter und sagte: „Lichte Metten – finstere Städel“, „finstere Metten – lichte Städel“, also etwa: helle Nächte, dunkle (schlechte) Ernte, dunkle Nächte, gute Ernte. Oder: „Schneefurche – Gedeihfurche, gefrorene Furche – verlorene Furche“. Um Mitternacht sollen zudem die Tiere reden können, wobei man sie allerdings nicht belauschen dürfe. Dr. A. Altrichter erzählt in seinen „Sagen der Iglauer Sprachinsel“, von einem, der zu neugierig war: „In der Christnacht reden die Tiere in der menschlichen Sprache. Das wusste auch ein Bauer in Smilau, schlich während der Mette leise zur Stalltür und lauschte. Bald hörte er, wie ein Pferd zum andern sagte: „Jetzt werden wir bald den Bauer auf den Friedhof führen!“ Darüber erschrak der Lauscher nicht wenig und fand erst Ruhe im Herzen, bis er sich entschloss, die schönen Pferde zu verkaufen. Es

kamen auch schon an einem der nächsten Tage Käufer. Der Bauer freute sich und führte die Pferde vor. Dabei schlug aber das eine aus und traf ihn in die Stirn. Der Bauer fiel tot um. Seine Leiche führten die Pferde am übernächsten Tag auf den Friedhof“. Tja, so kann's gehen, wenn man andere belauscht. Aber zurück zum Thema:



Mischung, Schlittschuhlaufen auf dem zugefrorenen Dorfteich

Rechtzeitig machten sich die Familien aus den einzelnen Orten der Pfarrsprengel in der Christnacht auf den Weg zur Kirche. Es war ein schönes Bild, das sich im Pfarrdorf bot: Von allen Seiten her sah man in der Dunkelheit die Lichter der Laternen und Kerzen, die den Christmette-Besuchern den Weg erhellten. Regelrechte Lichterketten konnte man so über die Höhen kommen sehen. Schon unterwegs, wenn man sich traf und selbstverständlich dann boe der Kirche wurden Weihnachtsgrüße und -Wünsche ausgetauscht. In der Kirche stellte jeder sein „Wachsstöckl“ vor sich auf und sang fröhlich und voller Inbrunst die Weihnachtslieder mit. Die Hirtenweisen waren dabei besonders beliebt.

Am bekanntesten dürfte wohl das Lied „Auf, ihr Hirten, von dem Schlaf“ gewesen sein, das im Kirchengesangbuch der Iglauer Sprachinsel mit folgendem Text (1. Strophe) abgedruckt war:

Auf, ihr Hirten, von dem Schlaf Bei so schönen Zeiten;
Sammelt die zerstreuten Schaf, tut sie fröhlich weiden.
Denn die Nacht ist schon vorbei, und der Tag aufgangen sei.

Macht euch eilends aus der Ruh, Laufet euren Schäflein zu!

Das Lied hat insgesamt acht Strophen und endet mit der Strophe:

Lob, Preis, Dank wir singen heut'
mit zerknirschten Herzen,
für die längst gewünschte Zeit,
an der wir uns ergötzen.
Und stimmen laut in den Engelchor,
Hosianna senden wir empor,
Ehr dem Vater und dem Sohn,
und dem Geist auf gleichem Thron.

Weitere, ausgewählte Strophen finden sich zwischen den Weihnachtsgrüßen.



Familienkrippe Zahradnik, Iglau, Teltschergasse

Mit dem ersten „Christtag“ (1. Feiertag), zu dem es kein besonderes Brauchtum gab, begannen geruhige Tage, die vor allem im Kreise der Familie zugebracht wurden. Ab und zu unternahm man auch den einen oder anderen, schon lange aufgeschobenen Verwandtenbesuch, um den Christbaum zu besehen und die Geschenke zu bestaunen. In der Stadt hatten die Krippenbesuche begonnen. In vielen Familien gab es große Krippen, für die vielfach sogar eine der „Stuben“ ausgeräumt wurde, damit die Familienkrippe darin aufgestellt werden konnte. U.a. hatte die Familie Österreicher in der Elkgasse so eine große Krippe. Bis heute wird diese, nun am heutigen Domizil in Schwäbisch Gmünd, aufgebaut und von den Landsleuten der Nachbarschaft Schwäbisch Gmünd besucht. So lebt die alte Tradition fort. Eine Tradition, die selbstverständlich auch mit dem Besuch unserer „Iglauer Krippe“, aufgebaut in Glattbach bei Aschaffenburg, gewahrt werden kann und sollte.

Die zwölf Tage zwischen dem Christtag und Dreikönig galten als Merktage. So wie das Wetter in dieser Zeit ist, so sollte es in den zwölf kommenden Monaten sein. Einige alte Bauern beobachteten es auch in der Nacht (in den „Rauhnächten“) und schrieben gewissenhaft jede Veränderung auf. Die Rauhnächte spielten überhaupt eine große Rolle im Volksglauben. So realistisch der Sprachinselnbauer war, es lebte doch noch ein tüchtiges Stück Vorväterglaube in ihm weiter. Und wehe wenn ein „Aufgeklärter“ an diesem Glauben rütteln wollte! Derjenige wurde sofort belehrt, dass er schon zur Einsicht kommen werde, wenn er erst die bösen Erfahrungen gemacht hat, weil er sich in den Rauhnächten nicht richtig verhalten habe. In den Rauhnächten war nämlich „die wilde Jagd“ los. Sie fuhr mit Hussa und Hurra durch die Luft, und wehe, wenn ihr einer begegnete! Der bekam mindestens mal einen Pferdeknochen an den Kopf geworfen, wenn ihm nicht gar der Kopf so verdreht wurde, dass ihm das Gesicht im Rücken stand. Es war deshalb besser, in diesen Nächten daheim zu bleiben. Nicht einmal weiter, als unter den Dachvorsprung sollte man sich aus dem Haus wagen, denn alle Geister, Dämonen und Hexen hatten in dieser Zeit besondere Gewalt und taten einem allerlei Ungutes an, sprangen einem, oft unbemerkt, auf den Rücken und gelangten so ins Haus und in den Stall, wo sie das Vieh verhexten.

Mit dem Stephans- tag (2. Weihnach- tstag) begannen die „Köbltä“ die Ru- hezeit auf den Bau- ernhöfen. Nur die notwendigsten Arbei- ten in Stall und Küche wurden verrichtet. Ab und zu wurde der Schlitten angespannt, um die das lange und untätige Stehen un- gewohnten Pferde zu bewegen. Mit dem Christtag stellte sich auch die Tracht wie- der auf „Rot“ um und



ab Stephani durfte auch wieder getanzt werden. Der „Stefastoch“ selbst wurde als Feiertag begangen. Man sagte, jeder ordentliche Christ müsse an diesem Tag einen Rausch haben. Er war auch der Zahltag der Dienst- boten. Sie bekamen den vereinbarten Lohn nicht jeden Monat, sondern hoben je nach Bedarf Teilbeträge ab, die sie und auch der Bauer verbuchten. Am Stephans- tag wurden die „Buchungen“ verglichen und ein evtl. Restbetrag ausgezahlt. An Stefani gingen die Knechte aus dem Dienst. Vorher hatten sie noch so viel Häcksel zu schneiden, dass es bis Silvester, dem Dienstantritt des neuen oder des gleichen Knechtes reichte. Dabei soll es früher, als das Schneiden noch mühsam mit der Hand auf der Schnittbank geschehen musste, ab und zu gelungen sein, dem Bauer einen Streich zu spielen: Der Knecht legte einige Bund Stroh unter das „Ghack“, um einen großen Haufen vorzutauschen, und überließ so- mit das Schneiden seinem Herrn. Zum Dienstantritt ka- men die Knechte meist in Begleitung ihrer Eltern, die nach einer Bewirtung einen Laib Brot und eine Schüs- sel Mehl bekamen. An Silvester verließen die Mägde den Dienst und traten den neuen an Dreikönig an. Auch ihre Eltern wurden mit Brot und Mehl beschenkt. In früheren Jahren bekamen die Dienstboten an Sylvester einen Kümmelschnaps und einen Schirmkuchen. Der Gottesdienst am späten Nachmittag des Sylvestertages war besonders feierlich. Die Kirche war meist bis auf den letzten Platz besetzt, d.h. viele mussten sogar in der überfüllten Kirche stehen. Der letzte Gottesdienst des Jahres wurde zum Anlass genommen, für alles Gute, was man im vergangenen Jahr erfahren hatte zu danken und sich neues Gutes und Gottes Segen für das kom- mende Jahr zu erbitten.

So wie der Weihnachtsabend wurde früher, wie viel- fach auch heute noch, Silvester im Kreise der Fami- lie verbracht. Zum Tee mit Rum wurden gewöhnlich Buchteln gegessen. In manchen Stadthaushalten war es allerdings üblich, an Silvester das gleiche zu essen wie am Heiligen Abend. Wieder wurde durch allerlei Wahr- sagungsrituale versucht, einen Blick in die Zukunft zu werfen. Und wieder waren die jungen Frauen beson- ders neugierig. Sie warfen z. B. einen Pantoffel über den Kopf. Schaute dessen Spitze nach der Stubentür, so heiratete das Mädchen im kommenden Jahr. Um den

Namen des Zukünftigen zu erforschen, warf es eine in einem Stück geschälte Apfelschale hinter sich und ver- suchte, aus der Gestalt dessen Monogramm zu ersehen. Auch das Bleigießen wurde in vielen Häusern gepflegt, wobei Tropfenformen besonders unbeliebt waren, weil sie Tränen bedeuteten. Natürlich sah man in den vieldeutigen Formen, damals wie heute, am liebsten das, was man sich selbst für das neue Jahr am meisten wünschte: Gesundheit, Glück, Reichtum, eine Hoch- zeitskutsche, eine Wiege usw. An Silvester durfte kein Holz gemacht werden, und auf dem Dachboden sollte keine Wäsche hängen.



Iglau, Brauhaus (Foto J. Paclik)

In der neueren Zeit, also in der Zeit, die die meisten von uns noch kennen, griff auch der Silvesterrummel auf die Sprachinsel über. Die Wirte luden ihre Stamm- gäste ein und stifteten ein Fass Freibier, die Vereine veranstalteten Silvesterabende mit Tanz. In Iglau war die größte Veranstaltung dieser Art die der Liedertafel des Männergesangsvereins. Der Verein war am 16. Mai 1852 gegründet worden, im Wald bei Wetterhöfel. Dort findet man heute noch den Gründungsstein. In der Ver- einschronik ist zu lesen: „Es war ein herrlich schöner Maitag, der die jungen Sänger hinauslockte. Freudigst ertönten unter Heinrich Fischers Leitung Gesänge, die ein in der Nähe weilendes Natur-Quartett heranlockte und unter dem Einfluss des Gesangs stellte der Finan- zoberkommissar Franz Pohl den Antrag, einen Män- nergesangsverein zu gründen, der auch von allen 30 An- wesenden angenommen wurde.“

Doch nicht nur bei den veranstalteten Sylvesterbäl- len, sondern auch in den Kaffeehäusern der Stadt und



in einigen Gasthöfen wurde an Sylvester getanzt. Um Mitternacht, wenn die „Susel“ mit ihrem mächtigen Dröhnen das neue Jahr einläutete, wurden überall die Lichter für kurze Zeit gelöscht. Danach setzte das gegenseitige Glückwünschen ein. Silvesterbräuche, wie auch immer diese in den Familien in der Stadt oder auf dem Dorf gepflegt wurden, sind schon uralte. Schon aus der römischen Kaiserzeit gibt es Berichte, dass man an Silvester und Neujahr übermäßig aß und trank und allerlei Orakel zur Zukunft befragte.

Am Neujahrstag sollte dann die Sonne scheinen und so ein „glückseliges neues Jahr“ und außerdem einen „guten Schnitt“ (eine gute Ernte) verheißen. Da der Tag eine große Vorbedeutung hatte, suchte man möglichst mustergültig zu leben und alles zu vermeiden, was Schaden bringen könnte. Jeder sollte Geld in der Tasche haben und möglichst wenig davon ausgeben. Nirgends durfte Schmutz liegen bleiben, weil man sonst das Haus nie mehr sauber bekäme. Beim Hinaustreten aus dem Haus passte man morgens auf, wem man zuerst begegnete. Waren es junge Leute, vor allem Knaben, so bedeutete es Glück; waren es alte, besonders Frauen, so hatte man Unglück zu befürchten. (Das heute so kundzutun gäbe mächtig Ärger!)

Zu den Neujahrsbräuchen gehört auch das Glückwünschen. In der Stadt und, in den Jahren vor Krieg und Vertreibung auch in den Dörfern, begnügte man sich meist mit einem laut zugerufenen „Prosit Neujahr!“ Verwandten, Freunden und guten Bekannten wünschte man mit Händeschütteln ein „gutes, glückseliges Neujahr“. Die früher üblichen „Heischegänge“ von Haus zu Haus waren nicht mehr üblich. Nur ein alter Neujahrswunsch ist uns erhalten: „I wünsch enk a glicklichs neis Johr, Des olte is scho gor. A Christkindl mit krauste Hoor, An deckten Tisch, af jeder Eck an bochen Fisch, In der Mitt a Floschn Wei, dou soj da Herr Vota und d' Frau Mutter recht luste sei!“

Kleine Kinder sagten einfach:

I wünsch enk, wünsch enk, waas net wos, greifts in Sock und gebts ma wos!

Dreikönig, so ist es im Beitrag von J. Achatzi zu lesen, „ist das „alte Neujahr“, und deshalb sind noch manche Anfangsbräuche an diesem Tage haften geblieben. Die drei Könige waren ursprünglich die Magier oder Weisen, von denen Matthäus berichtet, sie seien, von einem Stern aus dem Osten geführt, zur Anbetung des neuen Königs der Juden gekommen. Seit dem 5. Jahrhundert hat man sie sich, von der Dreizahl der Gaben her, in der Dreizahl und – nach Psalm 71,10 – als Könige vorgestellt. Spätere Legenden gab ihnen dann die Namen Caspar, Melchior und Balthasar. Die Annahme, dass einer, meist Caspar, ein „Mohr“ sei, verbreitete sich erst im 14. Jahrhundert. Dazu mag beigetragen haben, dass sich beim Mohrenkönig die Gelegenheit bot, das im Volksbrauch sehr beliebte Schwärzen anzuwenden. Da die drei Könige von den Umzügen der Advents- und Weihnachtszeit her im Volke sehr beliebt waren, wurden ihnen nach der Verlegung des Jahresbeginns vom 6. Jänner auf Weihnachten dieser frei gewordene Tag, abgetreten.“

In der Sprachinsel waren die „Sternsinger“, die in vielen deutschen Ländern von Haus zu Haus ziehen, nur mehr in Langendorf bekannt. Dagegen wurde der von der Kirche genehmigte Brauch des Räucherns und Ausweihens in Stadt und Land allgemein ausgeübt. Im Bauernhaus zogen Bauer und Bäuerin zunächst durch alle Wohnräume, dann auch durch die Ställe, Schuppen und Scheunen, wobei sie Weihrauch auf die auf einer Schaufel oder Stürze mitgeführten Holzkohlen streute und mit einem Ährenbüschel alle Räume beweihräucherte. Der Bauer bzw. Hausherr malte unterdessen mit geweihter Kreide das C + M + B und die Jahreszahl an alle Türen und Tore, damit während des ganzen Jahres kein Unheil über die Schwelle kommen könne. In alten Iglauer Familien schlossen sich alle Hausbewohner (Familienmitglieder) dem Zuge an. Vor der Krippe versammelten sich dann nochmals alle und sangen das Dreikönigslied. Danach wurden die Kinder mit Obst, Nüssen und Backwerk beschenkt.



Der prächtige Königszug, einmalig schön dargestellt in der Iglauer Krippe in Glattbach.

Allein diese Szene ist schon einen Besuch wert!

In den Krippen wurde die Anbetungsgruppe der Hirten durch den prunkvollen Aufzug der drei Könige mit ihrem Gefolge ersetzt. In allen Kirchen wurde das „Dreikönigslied“ gesungen. Ursprünglich im Liederbuch der Vorbeter aus Zeisau verzeichnet, wurde es später in das Kirchengesangbuch und in das von Ignaz Göth und Walther Hensel herausgegebene „Iglauer Liederblatt“ als „Geistliches Dreikönigslied aus der Iglauer Sprachinsel“ übernommen. Die erste Strophe hat folgenden Text: „Drei König aus Morgenland kommen gezogen, Sie kommen mit größter Eil, als wären sie hurtig in Lüften geflogen, gleich einem geflügelten Pfeil. Weil sie gar so weit in so kurzer Zeit gereiset zum ewigen Heil. Wo ist denn der König, der neulich geboren? Im Morgenland schimmert sein Stern. Wir haben ihm köstliche Gaben erkoren Und kommen zum Fußfall von fern. Saget, saget an, wo, wo findet man den lieben und gnädigen Herrn?“

Mit dem Dreikönigstag enden die Rauhächte, die Köbltäch, der Weihnachtsfestkreis und gleichzeitig, noch mitten im Winter, die eigentlichen Winterfeste.

Quelle für diese gekürzte Zusammenfassung ist, wie eingangs und zwischendurch erwähnt, der Beitrag „Der Weihnachtskreis“ in der „Igelland“-Ausgabe vom Dezember 1952. Verfasser: Johann Achatzi (†).